

Geistlicher Impuls

Antonius der Große – Teil 7: Was uns Antonius hinterlässt

„Der Mensch stirbt, wie er gelebt hat.“ Dieser Satz fällt immer wieder, wenn Mitarbeiter von Hospizdiensten oder Palliativstationen interviewt werden. Sie beobachteten, dass es jene Sterbende leichter haben, die auch schon vorher gelernt haben loszulassen. Ein solcher Zusammenhang ist natürlich keine neue Erkenntnis unserer Zeit. Schon in der frühchristlichen Tradition galt die Einstellung zum Tod als wichtiges Indiz für die Glaubenskraft. Besonders die Märtyrer wurden wegen ihres Mutes, für ihren Glauben das eigene Leben hinzugeben, bewundert und verehrt. Diese Furchtlosigkeit ist auch bei den Wüstenvätern ein Thema, auch wenn sie keinen Todesqualen durch Folter oder Raubtiere ausgesetzt waren. Deswegen wollen wir uns in der letzten Betrachtung mit dem Tod von Antonius dem Großen befassen.

Ein heiteres Gesicht

Orientierung gibt uns wieder die Lübecker Antoniustafel, die in der zwölften und damit letzten Szene das Hinscheiden von Antonius veranschaulicht. Das Bildfeld trägt die lateinische Unterschrift „Hic mors accedit beato anthonio“. Übersetzt heißt das: „Hier nähert sich der Tod dem seligen Antonius.“ Doch das Geschehen auf dem Bild ist schon fortgeschritten: Der Greis liegt bereits tot auf einer Strohmatten – erkennbar an der grauen Hautfarbe und den gekreuzten Armen. In einer winzigen Darstellung oben links zeigt der Künstler, dass die Seele den Leib bereits verlassen hat und in der symbolischen Gestalt eines kleinen, nackten Menschen von Gott empfangen wird.

Antonius verbrachte mehr als achtzig Jahre als Einsiedler, doch in der Stunde seines Todes ist er nicht allein; neben ihm knien drei Gefährten, die der Künstler etwas voreilig wie die Brüder des späteren Antoniterordens gekleidet hat. Mit brennender Kerze, Weihwasser und Worten (vermutlich aus der Heiligen Schrift) begleiten sie ihren „Vater“ und werden so zu wichtigen Zeugen seines Heimanges, der offensichtlich Bewunderung findet. Denn Bischof Athanasius vermerkt in der Lebensbeschreibung des hl. Antonius: „*Wie sein Lebensende war, das ist wert, dass ich es erzähle und dass ihr es hört, wo ihr euch doch danach seht; denn auch darin ist er nachahmenswert.*“



Heimgang des hl. Antonius – zwölfte und letzte Szene der Antoniustafel (1503) im Ostchor des Lübecker Doms

Zunächst erfahren wir, dass der Wüstenvater seinen Tod vorhergesehen hat. Als er dies bei einem Besuch den anderen Asketen mitteilt, weinen sie. Und Athanasius notiert: „*Er aber, wie wenn er aus einer fremden in seine Heimatstadt weggehe, sprach mit ihnen voll Freude.*“ Auf dem Sterbelager ermuntert Antonius die Brüder, „*in den Mühen nicht lässig zu werden, noch in der Askese nachzugeben, sondern zu leben, als ob sie jeden Tag sterben könnten*“. Die Biografie betont die Freude, die Antonius in der Gegenwart seiner Gefährten empfindet. Und so stirbt er schließlich mit „*heiterem Gesicht*“.

Bleibende Anziehungskraft

Antonius wollte keinen Kult um sein Grab. Deswegen bittet er die Brüder, ihn heimlich und schmucklos zu begraben und niemandem den Ort zu verraten. Nur das Schaffell und den abgenutzten Mantel durften sie als Kostbarkeit aufbewahren. In der Vita Antonii wird das auch begründet: „Denn wenn man die Kleidungsstücke nur ansieht, so ist es, wie wenn man den Antonius sähe; und wenn man sie anzieht, so ist es, als ob man mit Freude seine Ermahnungen trüge.“

Antonius hinterlässt aber weitaus mehr als ein unbekanntes Grab und zwei Kleidungsstücke. Es ist vor allem das mit seiner Person erstmals beschriebene Lebensmodell, das ihm einen festen Platz in der Geschichte der christlichen Spiritualität zusichert. Er gilt als erster, der die Wüste nicht mehr den Dämonen überlässt, sondern sie als Ort der geistlichen Reifung „urbar“ macht. Das können wir zunächst ganz wörtlich auffassen: Antonius lässt sich tatsächlich in diesem lebensfeindlichen Raum nieder und verzichtet damit auf die allermeisten Annehmlichkeiten, die die menschliche Zivilisation hervorgebracht hat. Zugleich steht die Wüste auch als Sinnbild für jenen seelischen Raum, der vielen Angst macht und daher gemieden wird; für die Erfahrung von Trockenheit, von extremer Hitze bei Tag und enormer Kälte bei Nacht, von Sinnestäuschungen und Orientierungslosigkeit.

Antonius hat in einem Selbstexperiment einen Weg gefunden, mit diesen dunklen Kräften umzugehen. Er zeigt damit einen grundsätzlichen spirituellen Ansatz auf, wie der Mensch trotz widrigster Umstände seinen Seelenfrieden finden kann. Es braucht dazu einen wachen Geist, um ständig die inneren Regungen zu beobachten. Es braucht ein beherztes Eingreifen, wenn destruktive Gedanken den Menschen besetzen und ihn von seinen guten Vorsätzen abbringen wollen. Und es braucht Gottes Beistand, um den die Wüstenväter immer wieder bitten.



Hl. Antonius mit Stab und Glocke – Detail der Antoniustafel

Vielleicht ist es diese Klarheit und Schlichtheit, die die Anziehungskraft der frühchristlichen Wüstenbewegung immer wieder bei spirituell Suchenden auslöst. Freilich ahmen die wenigsten das Lebensmodell eins zu eins nach. Dafür sind die Härten dann doch zu groß. Geweckt wird jedoch oft der Wunsch nach Vereinfachung des Lebens, nach Konzentration auf das wirklich Wichtige, nach innerem Frieden. Für die Wüstenväter ist jedoch diese ersehnte Herzensruhe mehr als ein erstrebenswertes Wohlbefinden. Sie ist das wichtigste Zeichen der Gemeinschaft mit Gott, das Ziel all ihren Strebens. Mit der Lebensbeschreibung des großen Antonius wird uns ein Weg aufgezeigt, wie das zu schaffen ist. Der durch ein Bibelwort angesprochene Ägypter sucht zunächst die Einsamkeit und die Stille. Denn nur dort zeigen sich die dunklen Gedanken, die den Menschen besetzen wollen. Seine wertvollste Erkenntnis ist vielleicht, dass wir diesen finsternen Mächten nicht hilflos ausgesetzt sind. Immer wieder wird in den Geschichten und Legenden erzählt, dass die dämonischen Einflüsterungen oft schon mit einem einfachen „Schert-euch-fort“ zu vertreiben sind. Möglich ist das – so die feste Überzeugung der Asketen – durch die Unterstützung Gottes. Deswegen versuchen sie, immerfort im Bewusstsein der Gegenwart Gottes zu leben. Sie unterteilen ihren Tag nicht in unterschiedliche Zeiten für Arbeit, Freizeit und Gebet. Sie versuchen vielmehr, das Gedenken an Gott fortwährend in ihren Herzen zu tragen. Und so sterben sie tatsächlich, wie sie gelebt haben: im großen Vertrauen, dass Gott ihnen bei allem beisteht und ihre Seele bei ihm Heimat findet.